

Predigt zu Hiob 14,1–6 – 16.11.2025

Pfarrer Matthias Marschall

Evang. Matthäusgemeinde Hessental

Ihr Lieben, der Predigttext steht im Hiobbuch, Kapitel 14, Vers 1-6. Wir haben uns ja vor wenigen Wochen schon intensiv mit Hiob und der Frage nach dem Leid beschäftigt. Auch dieses Mal geht es um das Thema Vergänglichkeit, ich wähle aber einen anderen Zugang und erzähle euch zum Predigttext zwei Geschichten.

(Hiob 14,1–6)

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe.

Geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.

Und du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor Gericht ziehst!

Wer könnte rein sein von Unreinem? Kein Mensch!

Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir, und du hast ihm ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann.

So blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich freut wie ein Tagelöhner.“

Herr, segne du Reden und Hören!

I Und die Neonröhre flackert...

Die Neonröhre flackert. Die Ärztin sagt: „Die Ergebnisse liegen vor. Es ist Krebs – weit fortgeschritten. Es tut mir leid.“

In diesem Satz zerbricht sein Leben. Er weiß: das Leben, das ich kannte, das ist vorbei. Es kommt ihm vor, als würde er vom Stuhl fallen und fallen und fallen. Er sucht verzweifelt nach etwas, das ihn hält: ein Wort, ein Zeichen, ein Blick.

Aber im Raum hängen nur sterile Diagramme.

Kein Bild, das Hoffnung schenkt.

Kein Trost.

Die Ärztin sucht nach Worten, doch es gibt keine.

Und er merkt: Er fällt – ohne Halt.

Da ist nichts, da ist niemand. Nur die Neonröhre flackert.

Zu Hause sieht seine Frau ihn an und versteht sofort. Sie weiß: das Leben, das wir kannten, ist vorbei. Nach langem Schweigen sagt sie: „Wir schaffen das“ - aber man hört, wie sehr sie selbst wankt.

Beide suchen Halt im Blick des anderen, finden aber nur die Angst, die sie teilen. Angst, die sogar die Liebe auffrisst.

Die Stille im Haus liegt schwer wie ein Schatten. Und sie horchen beide in die Stille, warten auf ein Echo. **Aber da ist nichts, da ist niemand.**

Die Wochen ziehen sich. Die Infusionspumpe tropft monoton

Chemotherapie, Übelkeit, Müdigkeit.

Freunde kommen – verlegen, bemüht, überfordert.

Sie setzen sich an den Küchentisch, trinken Kaffee, sprechen über Belangloses, weil keiner weiß, was er sagen soll.

Sie suchen nach einem Satz, der trägt – und finden keinen.

Da ist nichts, da ist niemand. Nur die Infusionspumpe tropft monoton weiter, als wolle sie sagen: So ist es.

Dann der endgültige Befund:

„Wir können nichts mehr tun.“ Er spürt keine Empörung mehr, keinen Protest. Wen sollte er auch anklagen? Er fühlt nur Endgültigkeit und Erschöpfung. Er geht nach Hause, legt sich ins Bett, starrt an die Decke. Kein

Gedanke, kein Trost, nur Leere.

Da ist nichts, da ist niemand.

Seine letzten Tage sind still.

Seine Frau sitzt an seiner Seite, hält seine Hand, doch beide merken: Sie haben kein Wort, keinen Halt, keine Hoffnung mehr.

So stirbt er –im Inneren einsam, ohne dass etwas trägt.

Bei der Beerdigung fällt die Erde schwer auf den Sarg.

Die Menschen stehen zusammen und sind doch jeder für sich.

Man sucht Trost – und findet keinen.

Seine Frau spürt bitter: **Da ist nichts, da ist niemand.**

Und als die Erde wieder schwer auf den Sarg fällt, da wünschen sich die Menschen: **Wenn unser Leben doch nur zurückspulbar wäre...**

[Mit Fernbedienung in Gemeinde zeigen.

Es ertönt ein „Zurückspul“-Geräusch]

II. Derselbe Mensch – mit Gott ...

Die Neonröhre flackert.

Wieder die Diagnose.

Wieder das Fallen.

Doch diesmal fällt sein Blick auf ein kleines Holzkreuz über der Tür – unscheinbar, aber vertraut.

Und ein brüchiger Gedanke steigt auf, kaum mehr als ein Seufzen:

„Herr Jesus, hilf mir!“

Dieses Seufzen ist kein fertiges Gebet, eher ein Hilfeschrei.

Aber es öffnet eine Tür – einen winzigen Spalt.

Und durch diesen Spalt dringt ein erster Halt:

Ich bin nicht allein. **Gott ist auch da.**

Zu Hause sitzen sie lange schweigend beieinander.

Dann sagt seine Frau – vorsichtig, ringend, ehrlich:

„Ich weiß noch nicht wie, aber wir schaffen das – mit Gottes Hilfe, schaffen wir das.“

Sie beten kein langes Gebet, nur ein schlichtes.

Aber dieses kleine Gebet ist wie ein Anker in rauer See. Und sie spüren: **Gott ist auch da.** Auch in unserer Liebe, die bleibt.

In den Wochen der Behandlung gibt es schwere und leichtere Tage.

Freunde kommen, manche unsicher, manche schweigend.

Aber diesmal bringen sie etwas mit:

eine Kerze, ein einfaches „Ich bete für dich“.

Einer lässt eine Karte mit einem Psalm an seinem Bett:

„Auch wenn ich im finsternen Tal gehe, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.“

Und er merkt: Dieser Satz trägt, auch als die anderen schon gegangen sind. Nicht weil seine Krankheit dadurch leichter wird. Sondern weil er weiß – ich darf aussprechen, was mich bewegt, ich darf mich fallen lassen. **Gott ist immer noch bei mir.**

Menschen aus der Gemeinde fragen, ob sie Essen bringen dürfen. Andere senden eine Nachricht: „Wir beten heute Abend für euch.“

Diese Gebete und Fürbitten sind wie kleine Lichter, die andere für ihn anzünden, wenn er selbst nicht mehr kann. Und all das gibt ihm Mut für den jeweils nächsten Schritt.

So beten, klagen und hoffen die Menschen gemeinsam. Sie weinen und lachen. Sie leben! Und sie spüren: **Hier ist Gott** – in Worten, in Gesten, in Menschen, im gemeinsamen Aushalten, in der geteilten Liebe.

Dann der endgültige Befund: „Wir können nichts mehr tun.“

Draußen im Auto schreit er – laut, verzweifelt. Hämmert gegen das Armaturenbrett.

„Warum, Gott? Warum ich?“

Und er spürt:

Ich schreie nicht ins Leere.

Da ist jemand, der meine Klage anhört.

Da ist einer, der sich anschreien lässt und nicht weggeht.

Und als die Fäuste das Armaturenbrett treffen, **da ist Gott auch da.**

Seine letzten Tage sind still, aber nicht leer.

Sie falten manchmal die Hände – unbeholfen, kurz, aber aufrichtig.

„Sei bei uns“, sagen sie. Oder: „Gib uns die Kraft, die wir brauchen!“

„Schenk Frieden.“

Und dieser Friede kommt – nicht als Wunder, sondern wie ein milder Atemzug, wie eine stille Gewissheit.

Manchmal lächelt er dann. Nicht weil er gesund wird, sondern weil er spürt: Ich falle – aber in Gottes Hände.

Ich darf loslassen.

Dann stirbt er.

Die Pfarrerin kommt nach Hause und segnet ihn vor der Familie.

Sie spricht ein vertrautes Wort:

„Fürchte dich nicht. Denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“ (Jes 43,1)

Und diese Worte sind wie ein Fenster nach draußen – hin zu einem Ort, den man nicht fürchten muss. Und sie spüren: **Gott ist auch da.**

Bei der Beerdigung fällt die Erde schwer auf den Sarg. Aber was nachklingt sind diesmal die Worte, die gesprochen werden. Die Menschen beten, singen, hören auf Gottes Wort. Und die Macht des Todes bricht.

Seine Frau hält sich an einem Vers fest:

„Egal ob wir leben oder sterben – wir gehören dem Herrn.“ (Röm 14,8)

Sie spürt: Er ist nicht verloren. Und sie weiß: Ich bin nicht allein:

Und sie merkt: Gott geht weiter mit – auch auf dem neuen Weg, der noch fremd ist. **Aber Gott geht mit, Gott ist da.**

III. Zwischen den Geschichten – Hiob und wir

Ihr Lieben,

es sind zwei Geschichten. Dieselben Fakten. Dieselbe Krankheit. Dasselbe Sterben. Und doch: zwei völlig verschiedene Wege hindurch.

Diese beiden Geschichten liegen dicht beieinander.

Sie unterscheiden sich nur in einem Punkt:

Ob ein Mensch sein Ringen vor Gott bringt – oder ob er es allein tragen muss.

Welche Geschichte ist unsere? Welche ist deine?

Vielleicht sitzt heute jemand hier, der sagt:

„Ganz ehrlich – ich fühle mich oft eher wie in der ersten Geschichte.

Ich spüre nichts von Gott. Ich merke nur die Angst.“

Und vielleicht sitzt jemand anderes hier und sagt:

„Ich möchte ja glauben, aber ich weiß nicht, wie man das macht, wenn das Leben schwer wird.“

Und wieder jemand sagt:

„Ich bete – aber oft kommt nur Stille zurück.“

Ihr Lieben, wenn das so ist, dann seid ihr damit nicht allein. Hiob ging es ebenso!

Und vielleicht ist genau das schon der erste Schritt:
dass wir uns trauen, das miteinander auszusprechen.

Ich glaube: der Weg zu Gott und Glaube beginnt oft nicht im Licht,
sondern genau dort, wo wir ganz ehrlich sein müssen und wo wir am meisten tasten.
Oft im Dunkel. Oft im Schweigen.

Oft im Schmerz oder in der Schuld.

Oft in der Frage: „Bist du da, Gott?“

Und Gott antwortet – manchmal nicht hörbar, aber tragend.

Vielleicht fragt ihr:

„Wo ist denn Gott, wenn ich ihn nicht spüre?“

Darauf kann ich euch keine fertige Antwort geben.

Aber ich kann euch erzählen, was ich immer wieder erlebe –
am Sterbebett, in Gesprächen, mitten in Tränen:

Menschen sagen:

„Ich dachte, ich gehe daran kaputt. Und dann war da – ganz unerwartet – ein Moment, der mich gehalten hat.
Ein Mensch. Ein Wort. Eine Stille, die nicht leer war. Die nötige Kraft für den nächsten Tag.“

Und andere sagen:

„Ich habe weint. Ich habe gezweifelt.

Ich habe Gott angeschrien – und ich hatte das Gefühl:

Da hört wirklich jemand zu.“

Es sind – für mich - selten große Wunder. Eher ganz kleine.

Oft so leise, dass man sie fast überhört. Dass man sie vielleicht erst später im Rückblick wahrnimmt.

Wem das so geht, dem möchte ich Hiob an die Seite stellen.

Er hatte auch keinen unerschütterlichen Vorzeigeglaube – auch der ging ihm unterwegs kaputt. Sein Glaube ist
irgendwann nur ein einziges Wort:

„Gott...?“

Manchmal sogar gar kein Wort – nur Klage.

Hiob ging es ebenso.

Und Jesus ging es so! Schauen wir auf Jesus am Kreuz. Er selbst ruft zuerst:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46)

Und auch das ist ein Hilfeschrei.

Ein Schrei von jemandem, der das Dunkel wirklich kennt.

Der wirkliche Gottverlassenheit spürt. Und gleichzeitig von Gott eine Antwort einfordert.

Und doch – im selben Atemzug – sagt derselbe Jesus:

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ (Lk 23,46)

Zwischen diesen beiden Sätzen liegt kein triumphaler Glaube,
sondern eben dieses Vertrauen mitten in der Dunkelheit, dieses Festhalten.

Vielleicht ist das genau der Mut, den wir manchmal brauchen:

das Gespräch mit Gott nicht abubrechen, egal was die Welt sagt, egal wie sehr uns die Welt zusetzt in der
wir sind, so wie es die Schriftlesung (2 Kor 5,1-10) gesagt hat.

Vielleicht mit einem Seufzen. Vielleicht mit einem Satz wie:

„Gott, wenn du da bist – dann halte mich.“ Mehr muss es nicht sein.

Und dann öffnet sich manchmal ein Spalt. Nicht immer. Nicht sofort. Aber oft genug, um weiterzugehen.

Darum möchte ich euch heute keinen theologischen Hochglanzsatz mitgeben, sondern eine Einladung und Ermutigung:

Geh deinen Weg nicht allein.

Nimm Gott hinein in dein Leben und deine Geschichte – so tastend, so brüchig, so ehrlich, wie es heute geht.

Und nimm Menschen mit, die mit dir beten, hören, schweigen können.

So kann selbst eine Geschichte, die wie die erste beginnt, langsam den Weg in die zweite finden.

Eine Geschichte, in der dein in deinem Leben und Miteinander dann immer wieder ein Satz aufleuchtet wie ein Feuer in der Nacht: Fürchte dich nicht, ich bin da!

Amen.